

Zeitschrift für
Friedens- und
Konfliktforschung

ZeFKo

Cordula Dittmer [Hrsg.]

Dekoloniale und Postkoloniale Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung

Verortungen in einem ambivalenten Diskursraum



Nomos



Arbeitsgemeinschaft
für Friedens- und
Konfliktforschung

Zeitschrift für
**Friedens- und
Konfliktforschung**

ZeFKo

HerausgeberInnen: Thorsten Bonacker (Marburg), Tanja Brühl (Frankfurt a. M.), Alexander Spencer (Magdeburg), Christoph Weller (Augsburg), im Auftrag des Vorstands der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK).

Wissenschaftlicher Beirat: Claudia Baumgart-Ochse, Klaus Boehnke, Michael Brzoska, Susanne Buckley-Zistel, Margit Busmann, Christopher Daase, Tobias Debiel, Martina Fischer, Hans-Joachim Heintze, Martin B. Kalinowski, Claudia Kemper, Barbara Müller, Detlef Nolte, Thania Paffenholz, Peter Schlotter, Werner Wintersteiner, Andreas Zick, Heidrun Zinecker.

Redaktion: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung (ZeFKo), Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Gesellschaftswissenschaften, Fachbereich Politikwissenschaft, Zschokkestraße 32, 39104 Magdeburg, E-Mail: zefko@afk-web.de; redaktionelle Zuschriften und Manuskripte bitte an diese Anschrift senden.

Cordula Dittmer [Hrsg.]

Dekoloniale und Postkoloniale Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung

Verortungen in einem ambivalenten
Diskursraum



Nomos



Arbeitsgemeinschaft
für Friedens- und
Konfliktforschung

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-4917-1 (Print)

ISBN 978-3-8452-9130-7 (ePDF)

1. Auflage 2018

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2018. Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

<i>Cordula Dittmer</i> Dekoloniale und Postkoloniale Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung Verortungen in einem ambivalenten Diskursraum	7
<i>Claudia Brunner</i> Epistemische Gewalt Konturierung eines Begriffs für die Friedens- und Konfliktforschung	25
<i>Daniel F. Lorenz</i> »All refugees are vulnerable« Vulnerabilität, Konflikte und Katastrophen im Spiegel Postkolonialer Theorie	60
<i>Christiane Fröhlich</i> Flucht als Herausforderung neokolonialer Herrschaftsstrategien	99
<i>Alke Jenss</i> Von Dimensionen der Ungleichheit, Konflikten auf Dauer und dem Wissen vom Kontext Staat und Gewalt in Dekolonialer Perspektive	125
<i>Ruth Streicher</i> Die »kulturelle Wende« der Aufstandsbekämpfung und die US-Politikwissenschaft Eine genealogische Kritik aus postkolonialer Perspektive	154
<i>Fabian Namberger/Gerdis Wischnath/Sven Chojnacki</i> Kartographien der Gewalt Postkoloniale Blicke auf die (De-)Konstruktion von Raum in Forschung und Praxis	183
<i>María Cárdenas Alfonso</i> »Kultur der Gewalt« in Kolumbien? Zum Mehrwert der Integration von post-/dekolonialen Perspektiven in sozialpsychologisches Arbeiten bei der Analyse von Konflikt und Gewalt am Beispiel einer Online-Studie mit jungen Erwachsenen in Bogotá.	222
Abstracts	261

Dekoloniale und Postkoloniale Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung

Verortungen in einem ambivalenten Diskursraum

Dekoloniale und postkoloniale Perspektiven werden in der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung bislang nur unzureichend rezipiert. Dieser einleitende Beitrag skizziert internationale Debatten, wie sie insbesondere im US-amerikanischen Diskurs nach den Anschlägen vom 11. September 2001 geführt wurden, sowie daraus folgende grundlegende theoretische und methodologische Prämissen. Eine de- und/oder postkoloniale Herangehensweise zeichnet sich durch die Infragestellung von westlich-kolonialen Narrativen, daraus resultierenden physischen und strukturellen Gewaltverhältnissen und Exklusionsprozessen aus und kann sich auf sehr unterschiedliche Ebenen wie bspw. Staatlichkeit, Vulnerabilität, Flucht, Identitätsprozesse oder Kartierungen beziehen. Nach einer ausführlichen Zusammenfassung der Beiträge reflektiert der Beitrag abschließend Potenziale, aber auch Grenzen de- und postkolonialer Perspektiven.

Schlagnworte: Theoretische Grundlagen, Methodische Prämissen, Potenziale, Grenzen

1. Einleitendes

Noch Ende 2014 beklagte Bettina Engels (2014) die fehlende Bezugnahme der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung auf de- und postkoloniale Theorieansätze und vice versa. In den USA hingegen nehmen letztere spätestens seit den als »Postcolonial Rupture« (Barkawi/Laffey 2006: 347) titulierten Anschlägen vom 11. September 2001 auf das *World Trade Center* in New York City und dem anschließend von der US-amerikanischen Regierung des Präsidenten George W. Bush ausgerufenen »War on Terror« eine prominente Rolle ein. US-amerikanische Intellektuelle mit de- und postkolonialem Blick diskutierten seitdem in einer Vielzahl von Veröffentlichungen, inwieweit bestehende Theorien der *Internationalen Beziehungen* und im Bereich der *Security Studies* ausreichen, diese Entwicklungen – sowohl bezogen auf die Ursachen dieser Anschläge als

auch deren Folgen – zu erklären (z. B. Spivak 2004; Butler 2004; Barkawi/Laffey 2006; Härting 2006).¹

Daraus entstand eine bis heute andauernde weitreichende Debatte um den Eurozentrismus etablierter Ansätze der Internationalen Beziehungen, des Konzepts des liberalen Friedens, von Sicherheits- und Friedenspolitik sowie Konflikt- und Kriegsforschung.² So unterschiedlich die jeweiligen Kritiken und Positionen der einzelnen Sprecher_innen in diesem Feld auch sind, so vereint sie doch mehrheitlich die Kritik an der *Delokalisierung*, *Dehistorisierung* und *Universalisierung* bestehender Deutungsmuster und die Forderung nach der systematischen Integration einer »topography of cruelty« (Mbembe 2003: 40), um den »past and contemporary forms of imperial, colonial, and racialized violence« auf die Spur zu kommen, die »present subjectivities and political, economic, and social relationships« (Härting 2006: 1) produzieren und dabei auch nicht-westliche Stimmen und/oder Subalterne wie z. B. die (potenziellen) Terrorist_innen selbst zum Sprechen zu bringen (Sciullo 2011). Diese Diskurse sind erst in den letzten Jahren vermehrt in der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung angekommen und mit einschlägigen Panels oder *Keynote*-Sprecher_innen wie Tarak Barkawi (2015) sowie Meera Sabaratnam (2017) auf den Jahreskolloquien der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK) (Hawari/Schnellhammer 2015; Mickan 2017) zunehmend vertreten.

Die Erwartungen an de- und postkoloniale Theorieansätze allgemein und in ihrer Anwendung in der Friedens- und Konfliktforschung im Speziellen sind hoch: Sollen sie doch eurozentrische Grundbegriffe kritisch analysieren und Repräsentationspolitiken offenlegen (Engels 2014), »produktiv irritieren« (Menzel 2014: 272), die »Wirkmächtigkeit unabgeschlossener Kolonialpraktiken in Ver-

1 Es sei an dieser Stelle Dank ausgedrückt: Kritische Perspektiven in den Mainstream eines Forschungsfeldes zu tragen, bedarf nicht nur argumentativer Höchstform, sondern auch Durchsetzungs- und Durchhaltevermögen sowie einer hohen Frustrationsgrenze für Herausgeberin wie auch die Autor_innen. An dieser Stelle sei daher allen Autor_innen Dank und Anerkennung für das Einlassen auf diesen Prozess ausgesprochen sowie den anonymen Gutachter_innen und den Herausgeber_innen der ZeFKo Tanja Brühl, Thorsten Bonacker und Christoph Weller für die konstruktiven Kommentare und Judith Kaiser für die geduldige Beantwortung formaler Fragen. Ohne die Unterstützung von studentischer Seite bei den langwierigen Korrektur- und Formatierungsarbeiten wäre der Band nicht beendet worden, auch hier sei insbesondere Jonathan Bonnemann, Philipp Leuschner und Andrej Sbrisny gedankt. Mein ganz besonderer Dank und Anerkennung gilt jedoch an dieser Stelle Claudia Simons, die dieses Sonderheft maßgeblich mit initiiert und auf den Weg gebracht hat. Dass sich dieser Entstehungsprozess über Jahre hinzieht, war kaum absehbar und hat entsprechenden Tribut gezollt.

2 Z. B. Mbembe (2003); Collins (2007); Bilgin (2010); Sabaratnam (2013); Barkawi (2016); Hokowhitu/Page (2011); Duffield (2007).

schränkung diskursiver Repräsentationsformen *und* materieller Herrschaftsverhältnisse« (Hervorh. im Orig.; Chojnacki/Namberger 2014: 189) konzeptualisieren, alternative Formen von Wissen zur Verfügung stellen sowie lokale subalterne Stimmen zum Sprechen bringen – sowohl von »Opfern« als auch »Täter_innen« von Gewalt, Terror oder Kriegen (Spivak 1988). Ziel dieser auch politisch sehr aktiven Bewegung ist es – konsequent zu Ende gedacht –, die bestehenden (auch kapitalistisch geprägten) Macht- und Wissensproduktionsprozesse auf den Kopf zu stellen, gegenwärtige Konflikte, Kriege und Gewaltverhältnisse im Kontext kolonialer und postkolonialer Deutungsmuster neu zu denken und sich an einer Suche nach »gerechteren und nachhaltigeren Alternativen des Status Quo [sic!]*«* (Brunner 2017: 159) sowohl in der Wissenschaft als auch in der konkreten Friedensarbeit vor Ort zu beteiligen. Postkoloniale Theorie ist damit immer auch politisches Projekt, methodisches Vorgehen und Statement: »Postkoloniale Theorie interveniert in die eurozentrischen Narrative und die damit zusammenhängende Amnesie Europas, um hegemoniale Strukturen zu transformieren« (Huggan 2013: 12). Dies bedingte auch, die eigenen Privilegien und normativen aufklärerischen Grundlagen wie »Objektivität« oder »Werturteilsfreiheit« vieler westlicher Wissenschaften in Frage zu stellen (Brunner 2017) und sich wieder verstärkt an die Gründungszeiten und ursprünglichen Paradigmen der Friedensforschung zu erinnern, in denen normative und damit auch parteiiche Gesellschafts- und Friedensentwürfe selbstverständlich waren (Wasmuht 1998).

Der vorliegende Sonderband ist ein Schritt in Richtung einer Erweiterung de- und postkolonialer Räume in der Friedens- und Konfliktforschung.³ Er soll die Möglichkeiten und Spezifika – aber auch Grenzen – von de- und postkolonialen Ansätzen in der Friedens- und Konfliktforschung ausloten. Die in diesem Sonderband versammelten Beiträge nehmen die skizzierten Herausforderungen an und suchen auf sehr unterschiedliche disziplinäre und interdisziplinäre Weise, de- und postkoloniale Kritik und Perspektiven für die Friedens- und Konfliktforschung fruchtbar zu machen.

Es ist schlicht unmöglich, de- und/oder postkolonial eindeutig zu definieren, treten bei diesbezüglichen Überlegungen doch mehr Fragen auf, als Antworten gegeben werden können: Sind es v. a. macht- und herrschaftskritische Ansätze, die sich der Aufgabe widmen, das koloniale Erbe in bestehenden Konzepten aufzuspüren

3 Unter Friedens- und Konfliktforschung verstehe ich – entgegen einem sehr engen und immer noch weit verbreiteten Verständnis als genuin politikwissenschaftlicher Disziplin – alle Forschungsformationen, die sich mit der Entstehung, dem Verlauf und der Bearbeitung von Konflikten und Kriegen – mögen sie gewaltförmig oder psychisch, epistemisch oder militärisch sein – aus sehr unterschiedlichen theoretischen und empirischen Zugängen befassen.

und Alternativen zu entwickeln? Müssen diese – oder ihre Autor_innen – zugleich auch in antikolonialen Bewegungen verortet sein? Oder bezeichnen sie vielmehr einen sich über die letzten Jahrzehnte diskursiv herausgebildeten Kanon an bestimmten Autor_innen, ohne deren Rezeption eine Arbeit nicht de- und/oder postkolonial zu nennen ist? Ist Michel Foucault (1966) eigentlich ein postkolonialer Autor, oder lässt sich nur seine Methode der Genealogie postkolonial wenden? Und: Ist es überhaupt legitim, dekoloniale und postkoloniale Ansätze zusammen zu behandeln, oder bezeichnen sie nicht vielmehr sehr unterschiedlich historisch, geographisch und machtpolitisch entstandene Diskursstränge, die sich entsprechend auch an sehr unterschiedliche Audienzen richten? Die Autor_innen des Sonderbandes explizieren ihr jeweiliges Verständnis der verwendeten de- und/oder postkolonialen Ansätze individuell. Ein Ziel dieser Aussage ist es, bestehende Konzepte de- und postkolonial *kritisch* zu hinterfragen, die dahinterstehenden *Ansätze* vorzustellen und zugleich entsprechende de- und postkoloniale *Perspektiven* einzubringen, die in den Kanon der Friedens- und Konfliktforschung aufgenommen werden könnten.

Diese Sammlung möchte Denkanstöße hervorbringen und Debatten initiieren, sie stellt selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit des sowohl sehr heterogenen Feldes der de- und postkolonialen Studien als auch der Friedens- und Konfliktforschung national – weniger noch international. Es handelt sich um *bits and pieces* eines ungemein heterogenen und lebhaften Diskursraumes, der sich der Einhegung in etablierte Kategorien entzieht. Die für diesen Sonderband gewählte Dramaturgie bewegt sich ebenso wie diese Einleitung »from margin to center« (Hooks 1984): Die Einleitung dient der Darstellung der Grundlagen und Kritiken de- und postkolonialer Ansätze allgemein und für die Friedens- und Konfliktforschung im Besonderen sowie der Verdeutlichung von Potenzialen und Begrenzungen de- und postkolonialer Kritik. Daran anschließend bewegt sich der/die Leser_in in den folgenden Aufsätzen als »Migrant_in« aus den Ländern des Globalen Südens in Richtung des Globalen Nordens, von den »Ausgeschlossenen/Subalternen« über Repräsentationen dieser Subalternen in globalen Politiken weiter ins Zentrum, zu Reflexionen über den Staat, Gewalt und Konflikt bis zu Fragen von Wissenschaft als Form epistemischer Gewalt.

2. From Margin... – Theoretische und methodologische Prämissen

Die Anschläge vom 11. September 2001 und ihre vielfältigen postkolonial inspirierten Analysen zeigen sehr deutlich das Potenzial, welches diese für das Verstehen und die Deutung zentraler Fragen der Friedens- und Konfliktforschung ha-

ben: Der von der US-Administration unmittelbar nach den Anschlägen ausgerufenen »Krieg gegen den Terror«, insbesondere in Afghanistan, sowie die daran anschließende Debatte um einen »Krieg der Kulturen« blenden, so die de- und postkoloniale Kritik, die Verstrickungen des Westens in die Entstehung dieser Formen des Aufständischen systematisch aus (Barkawi/Laffey 2006; Sciuillo 2011). Die Anschläge und Entstehungsbedingungen von *Al-Qaida* – und ähnliches lässt sich auch für den sogenannte »Islamischen Staat« (IS) proklamieren – können innerhalb eines de- und postkolonialen Frames als Aufstand lokaler Akteure gelesen werden, der sich gegen die seit dem 1. Golfkrieg zunehmende Dominanz der USA im Mittleren Osten und gegen das Unsichtbarmachen, Ausbeuten und die Exklusion großer Teile nicht-westlicher Gesellschaften an der weltweiten, kapitalistischen Entwicklung richtet (Sciuillo 2011; Goyal 2017). Koloniale, eurozentrische Topoi wie die Minderwertigkeit bestimmter »Rassen«, die es gewaltsam zu unterwerfen gelte, schreiben sich in kulturellen, ethnisierenden und/oder genderspezifischen Denkformen fort, wenn der »Krieg gegen Terror« mit der »Befreiung der Frauen von der Burka« legitimiert wird und dadurch auch die scheinbare Notwendigkeit einer »Zivilisierung, Entwicklung und Modernisierung« der »rückständigen« afghanischen Bevölkerung unabdingbar erscheint (Spivak 2004; Nachtigall 2012). Um sich den Entstehungsbedingungen und möglichen Lösungen für Terrorismus oder anderer Formen aufständischer Gewalt anzunähern, müsste demgegenüber jedoch verstanden werden, »what those labeled as terrorists think and why they do what they do« (Sciuillo 2011: 574), so die postkoloniale Lesart. Es muss darum gehen, die historisch künstlich geschaffene Trennung zwischen »Wir« und den »Anderen« aufzulösen und den »Anderen« eine Möglichkeit der Artikulation – welcher Art auch immer – zu ermöglichen, die anschlussfähig an bestehende Diskurse sein muss (Goyal 2017). Frieden kann unter den bestehenden gewaltvollen Bedingungen immer nur ein Frieden sein, der sich durch ein Weniger an Gewalt, ein »War without End« auszeichnet; ein Frieden, in den die Gewalt vielmehr endemisch in biopolitische Normalisierungsprozesse eingeschrieben ist. Ein positiver Frieden, der auf der gleichberechtigten Anerkennung aller beteiligten Akteure beruht, wird so unter den derzeitigen Bedingungen verunmöglicht (Hokowhitu/Page 2011; Galtung 2000).

Aram Ziai fasst zusammen und abstrahiert zugleich, dass physische und strukturelle Gewaltverhältnisse und Exklusionsprozesse, die aus westlich-kolonialen Narrativen resultieren, entwicklungs- und sicherheitspolitische Agenden auch gegenwärtig entlang der folgenden Topoi strukturieren: »1) Naturalization, 2) Othering, 3) Legitimization, 4) Hierarchization, 5) Depolitization, 6) Appropriation« (Ziai 2015: 8). Wie am Beispiel der Diskurse um die Anschläge am 11. Septem-

ber 2001 bereits angedeutet, zeigt die de- und postkoloniale Kritik, wie durch internationale Politiken und diskursive Praktiken »the West and the Rest« (Hall 1992: 275) konstruiert und essentialisiert/naturalisiert wird (*Naturalization*).⁴ Damit einher geht das »Othering«, d. h. die normative Konstruktion eines guten, entwickelten, männlichen und rationalen westlichen »Wir«, welches einem tendenziell bösen, unterentwickelten, weiblichen und emotionalen »Anderen« gegenübergestellt wird und die soziale Praxis grundlegend strukturiert.⁵ Dieses »Andere« gilt es zu »retten«, zu befrieden, zu entwickeln, zu emanzipieren, indem, legitimiert durch diese dualistischen Diskurse (*Legitimization*), Interventionen von Organisationen und ihren Expert_innen durchgeführt werden, um legitimes »richtiges« Wissen, Deutungen von Welt und Handeln zum Wohle der lokalen Bevölkerung zu verbreiten (*Hierarchization*) (z. B. Autessere 2014, siehe auch Streicher in diesem Band). Diese Konstruktionsprozesse rahmend ist das Ziel »des Westens«, das Eigene vor diesem bedrohlichen Anderen zu schützen und zu bewahren: »In fostering ›their‹ development, we improve ›our‹ security« (Duffield 2007: 225). Dieses »Wissen« blendet depolitisiert die strukturellen gesamtgesellschaftlichen oder auch globalen Ursachen für soziale Ungleichheiten und Konflikte aus, Probleme werden individualisiert, lokalisiert und naturalisiert (Ziai 2015, siehe auch Brunner sowie Lorenz in diesem Band).

Wie das Beispiel 9/11 jedoch auch zeigt, sind Dominanzverhältnisse in postkolonialer Lesart nicht eindimensional zu denken, sondern als gegenseitige Konstruktionsprozesse zu verstehen, wenn die westliche Moderne als negative Projektionsfläche eines neuen, hybriden, islamischen Denkens, wie es von *Al-Qaida* propagiert wurde, dient und damit identitätsschaffend wirkt (Barkawi/Laffey 2006). Die Narrative dienen zugleich auch als Sehnsuchtsort, wie beispielsweise die postkolonialen Analysen des »Guantanamo Diary« von Mohamedou Ould Slahi (Goyal 2017) oder der Brief von zwei Geflüchteten aus Guinea zeigen, die 1998 tot in einem Frachtflugzeug aufgefunden wurden (Gikandi 2002). Sie können auch bewusst strategisch gegenüber den internationalen Geber_innen eingesetzt werden, um an bestimmte Leistungen zu kommen (*Appropriation*) (Ziai 2015).

4 »Westlich« bezeichnet in der de- und postkolonialen Kritik eine bestimmte historisch gewachsene Gesellschaftsform, keine geographische Einheit, wie v. a. die Vertreter_innen der dekolonialen Kritik insbesondere aus den Ländern Lateinamerikas betonen (Coronil 1996). Definiert werde »der Westen« durch Industrialisierung, Säkularisierung, Kapitalismus und Städtebau, kurz alles, was gemeinhin auch mit »Moderne« in Verbindung gebracht wird (Hall 1992).

5 Siehe u. a. Escobar (1995) für den Entwicklungsdiskurs, Said (1981) für die Darstellung des »Orientens«, Todorova (2009) für die Repräsentation des Balkans.

Diese Entwicklungen und Dominanzverhältnisse können und konnten nicht ohne die Unterstützung und »Komplizenschaft« der Wissenschaft durchgeführt werden, die entsprechendes »Wissen« über die »Anderen« produziert(e) und damit externe Interventionen erst legitimiert(e). Zugleich ist die Wissenschaft als Prozess des »Wissen-Schaffens« – auch das ist eine Erkenntnis de- und postkolonialer Theorieansätze – eng mit der Geschichte der kolonialen Expansion verbunden. Das Zählen, Vermessen und Klassifizieren stellte während der Kolonialzeit eine Methode dar, das westlich-rationale Subjekt einem nach westlichen Kriterien klassifizierten Objekt gegenüberzustellen und es damit beherrschbar zu machen (Kaltmeier 2012). Das Wissen der Anderen wurde dadurch abgewertet, indigene/lokale Wissensformen verdrängt oder gänzlich ausgelöscht (»epistemicide«, Santos et al. 2008) und die Wissensproduktion der westlichen Welt als einzig legitime herausgestellt. Diese Form der »epistemischen Gewalt« (siehe auch den Beitrag von Brunner in diesem Band) durchzieht Prozesse der Schaffung von Wissen bis heute und definiert und repräsentiert damit die Anderen auf eine spezifische – meist unreflektierte – Art und Weise. Dies beginnt bereits bei der Erstellung eines Forschungsantrags, dessen Texte »voller Imaginarien über den Anderen [sind; Anm. CD], die auf der Grundlage von intertextuellen Referenzen auf andere akademische Werke [...] produziert werden« (Hervorh. im Orig.; Kaltmeier 2012: 28). Forschungsfragen ergeben sich damit aus den »feldinternen Dynamiken des akademischen Feldes« (Kaltmeier 2012: 28), kaum aus dem Dialog mit dem Anderen. Auch der Prozess der Datenauswertung und der Formulierung von wissenschaftlichen Thesen, Texten und Präsentationen (re-)präsentiert das Erforschte als fixe Einheiten in der Sprache. Postkoloniale Kritiker_innen wie Gayatri Spivak bezeichnen den Prozess der Datenerhebung und der Feldforschung in Ländern des Globalen Südens daran anschließend auch als »alternative Form von Imperialismus«, in dem die Anderen zu einer Quelle »kultureller Differenz« werden (siehe zusammenfassend Castro Varela/Dhawan 2015: 166). Die »Dritte Welt« werde damit ähnlich wie zu Zeiten des Kolonialismus zu einer Ressource für intellektuellen Mehrwert, die den Forschenden Kapitalgewinn im akademischen Feld beschert und dem eigenen symbolischen und damit letztlich auch ökonomischen Kapital der Forschenden Zugewinne ermöglicht (Kaltmeier 2012).⁶ Der für die Friedens- und Konfliktforschung diagnostizierte »Feldforschungsboom« (Menzel 2014; Krause 2015) wirft vor diesem Hintergrund kritische Fragen an das wissen-

6 Kaltmeier (2012) geht sogar so weit, von einer Enteignung der intellektuellen Rechte der Beforschten zu sprechen und fordert in diesem Zusammenhang auch die Debatten um geistiges Eigentum zu berücksichtigen.

schaftliche Selbstverständnis und die eigene Positionierung als westliche Forschende auf, die bislang für die Friedens- und Konfliktforschung noch nicht ausreichend aufgearbeitet und reflektiert wurden.

Eine de- und postkolonial inspirierte Forschung treibt daher immer auch die methodologische Frage um, wie das Wissen der Beforschten anerkennend und wertschätzend in den Forschungsprozess integriert werden kann. Verschiedene Methoden wie die »dialogische« oder »kontrapunktische Lektüre« (Kaltmeier 2012; Said 1994), die Diskursanalyse (Castro Varela/Dhawan 2015: 17) oder das von Homi Bhabha (1994) entwickelte »Close Reading« (siehe dazu auch den Aufsatz von Fröhlich in diesem Band), partizipative Methoden wie der »Do no Harm«-Ansatz (Krause 2017) oder sehr aktivistische feministische Perspektiven wie die »Jineoloji« (Düzgün 2016) stellen Versuche dar, dieses Machtungleichgewicht aufzulösen und eine »andere« Form der Wissensproduktion zu etablieren. Die Reflexion und Selbstpositionierung und damit die Relativierung und Kontextualisierung der eigenen Aussagen, wie sie sich in der feministischen Friedens- und Konfliktforschung (Streicher 2011) und der Biographie- und Gewaltforschung in Anlehnung an Stuart Halls (2000) Konzept der »Artikulation« entwickelt haben (z. B. Spies 2010), ist eine weitere mögliche Strategie, den Geltungsanspruch westlicher Wissensproduktion zu thematisieren. Denkt man das Forschungsfeld z. B. von vornherein als Netzwerk, in dem die Akteure je nach Kontext und historischer Verwobenheit unterschiedlich mit Macht und *agency* ausgestattet sein können (Doná 2007), relativiert sich die eigene Position und der Geltungsanspruch des erzeugten Wissens. Die besonders Vulnerablen oder im postkolonialen Sprech »Subalternen«, um die es de- und postkolonialen Ansätzen doch immer auch geht, sind nie ohne Äußerungsformen, Widerstandspraktiken oder Handlungsmacht, es geht weniger darum »ob« gesprochen wird, es ist allein das »Wie«, welches darüber entscheidet, ob die Äußerung gehört wird oder nicht (Voss 2008). Dafür bedarf es Übersetzer_innen, Intermediäre, die zwischen unterschiedlichen Diskurs- und Sprachformationen und Wissenssystemen vermitteln und netzwerkbasierte Kommunikationswege initiieren.

3. ... to Center – Zu den Beiträgen dieses Bandes

Am Anfang dieser höchst heterogenen Sammlung steht die grundlegende Frage, welche Form der Gewalt Wissenschaft – und damit auch die Friedens- und Konfliktforschung – ausübt und wie diese theoretisch gefasst werden kann. Mit dem Konzept »Epistemische Gewalt: Konturierung eines Begriffs für die Friedens- und Konfliktforschung« analysiert Claudia Brunner in der Friedens- und Kon-

fliktforschung etablierte Gewaltansätze (Galtung, Saner, Rychler) mit dekolonialem Blick und stellt den Anspruch von Wissenschaften, gewaltfrei zu agieren, in Frage:

»Der Fokus auf epistemische Gewalt kann dabei helfen, jene Formen direkter und physischer Gewalt, die die FuKF beschäftigen, wieder in die mit ihr in Verbindung stehenden weiteren Gewaltverhältnisse einzubetten, deren Konzeptionalisierungen in der FuKF in letzter Zeit an Relevanz verloren haben« (Brunner 2018: 50).

Sie kommt damit also zum Kern wissenschaftlichen Arbeitens in der Friedens- und Konfliktforschung und fordert diese auf, sich stärker mit den eigenen Prämissen auseinanderzusetzen und sich auch für »widerständige Wissenspraktiken« zu öffnen.

Daniel F. Lorenz widmet sich im zweiten Beitrag »All refugees are vulnerable: Vulnerabilität, Konflikte und Katastrophen im Spiegel postkolonialer Theorie« der Frage nach der Gewaltförmigkeit des Konstruktionsprozesses von »Vulnerabilität«: Er stellt die These auf,

»dass dem Vulnerabilitätsparadigma eine (neo-)koloniale Signatur zu eigen ist, die sich gerade auch in entsprechenden Beschreibungen und wissenschaftlichen Vermessungen der Vulnerablen – und hier gerade auch der Geflüchteten an deren Beispiel der Beitrag die entsprechenden Logiken exemplifiziert – zeigen, die zusammengenommen erlauben von einer spezifischen Form epistemischer Gewalt zu sprechen« (Lorenz 2018: 62).

Zunächst verortet der Autor das Vulnerabilitätsparadigma in seinen historischen und disziplinären Ursprüngen in der Katastrophenforschung und führt es in die Friedens- und Konfliktforschung, respektive die Forschung um Migration und Flucht, ein. Er dekonstruiert das Konzept anhand der Kategorien »Pathologisierung« und »Essentialisierung« und verweist auf die politische Bedeutung als Interventionslegitimation im Rahmen humanitärer Hilfe. Nach der Dekonstruktion des Vulnerabilitätsparadigmas in den verschiedenen Feldern der Konflikt-, Katastrophen- und Sicherheitsforschung sowie der Flüchtlingsforschung und unter Zuhilfenahme struktureller Gewaltbegriffe sowie postkolonialer Literatur werden unterschiedliche Zugänge skizziert, um eine »postkolonial verstandene Vulnerabilitätsforschung« zu etablieren, die sich

»in der Aufdeckung der vielfältigen, teils verdeckten Wirkungen struktureller, stiller oder langsamer Gewalt [versucht; Anm. CD] und damit gleichzei-

tig gegen die epistemische Gewalt im Alltag wie auch in Konflikten, Katastrophen und Kontexten von Zwangsmigration [arbeitet; Anm. CD]« (Lorenz 2018: 85).

Christiane Fröhlich macht sich in ihrem explorativen Beitrag »Flucht als Herausforderung neokolonialer Herrschaftsstrategien« Gedanken darüber, wie eine postkoloniale Forschungsperspektive für Fluchtforschung generell fruchtbar gemacht werden kann. Sie zeigt exemplarisch für höchst heterogene Ebenen und Felder, wie rechtsnationale Debatten europäischer Politiker_innen, Stereotypisierungen von »guten und schlechten Flüchtlingen«, Versicherheitlichungstendenzen oder der Konstruktion der jordanischen Flüchtlingslager *Zaatari* und *Al-Azraq*, wie angelehnt an Homi Bhabhas (1994) aus der Literaturwissenschaft entwickelte Konzepte der »Stereotypisierung« und »Mimikry« neokoloniale Herrschaftsstrategien offengelegt werden können. Sie analysiert drei Ebenen: 1. die politische Ebene (Aussagen von Politiker_innen und Geflüchteten), 2. die institutionelle Ebene (humanitäre und Grenzschutzorganisationen) und 3. die praktische Ebene (Management von Flüchtlingslagern) und bezieht dabei 1. sprachliche Äußerungen, 2. eigene Beobachtungen und 3. Bildmaterial mit ein. Die Analyse der unterschiedlichen Aspekte zeigt sehr deutlich die Ambivalenzen und Spannungsfelder zwischen den Herrschenden und den Unterworfenen, deren Positionen immer wieder neu ausgehandelt werden. Sie kommt zu dem Schluss, dass

»allein schon die Gegenwart der Geflüchteten aus »postkolonialen« Räumen eine Bedrohung für die Staaten des Globalen Nordens dar [-stellt; Anm. CD], denn ihr eigenes Selbstverständnis hängt von eben diesen Anderen und ihrer Klassifikation als *minderwertig* ab« (Hervorh. im Orig.; Fröhlich 2018: 118).

Dies begründet sie damit, dass »die/der Geflüchtete [...] sich gewissermaßen dem Verstehen [entzieht; Anm. CD], und [...] darüber hinaus geradezu von diesem Nicht-Verstanden-Werden-Können charakterisiert [ist; Anm. CD]« (Fröhlich 2018: 119). Sie endet mit einem utopischen Ausblick auf den von Homi Bhabha (1994) vorgeschlagenen »dritten Raum«, in dem sich verschiedene »Kulturen« gleichberechtigt begegnen können.

Sich selbst eher in der dekolonialen Theorietradition verortend, bewegt sich Alke Jenss mit ihrem Beitrag »Von Dimensionen der Ungleichheit, Konflikten auf Dauer und dem Wissen vom Kontext: Staat und Gewalt in Dekolonialer Perspektive« weiter in Richtung »Center«, indem sie hinterfragt, mit welchen Ansätzen sich Staat, Gewalt und Kapitalismuskritik für den lateinamerikanischen Kontext

übersetzen lassen. Dies führt sie zu dem Unterfangen, lateinamerikanische Staatstheorien, die sich nicht dem de- oder postkolonialen Spektrum zuordnen, mit einer dekolonialen Heuristik neu zu lesen und damit stärker auch materialistische Perspektiven in die de- und postkoloniale Kritik einzubringen. Sie eröffnet damit Möglichkeiten der Analyse von Staatlichkeit, Frieden und Konflikt, die dem lateinamerikanischen Kontexten angemessener erscheinen.

Auch die folgenden zwei Beiträge widmen sich dem Staat aus unterschiedlichen Perspektiven: Ruth Streicher schaut sich in »Die ›kulturelle Wende‹ der Aufstandsbekämpfung und die US-Politikwissenschaft: Eine genealogische Kritik aus postkolonialer Perspektive« die *Counterinsurgency*-Politik der US-amerikanischen Regierung und ihre Verwobenheit mit der US-amerikanischen Politikwissenschaft an. Sie argumentiert, dass es nur mit der Hilfe letzterer möglich war, Kultur als Wissenobjekt für eine militärische Nutzung zu operationalisieren und zeigt dies anhand einer genealogischen Herangehensweise an zentralen Texten und Handbüchern auf. Nach einer ausführlichen Auseinandersetzung mit den anthropologischen Entstehungsbedingungen und Argumentationssträngen, die zur »kulturellen Wende« in der militärischen Aufstandsbekämpfung geführt haben, kommt sie zu dem Schluss, dass »Kultur als Differenzkategorie [funktioniert; Anm. CD], deren koloniale Logik liberal gewendet und als positivistisch messbar festgeschrieben wird« (Streicher 2018: 154). In diesem Zusammenhang reflektiert sie postkoloniale Kritik als Methode, welche Begriffe und Kategorien als Produkte disziplinärer Wahrheitsdiskurse begreift und nach der diskursiven Perpetuierung kolonialer Machtverhältnisse fragt.

Um die Konstruktion von kulturellen Räumen in ihrer Kontinuität von der Kolonialzeit bis heute dreht sich der Aufsatz »Kartographien der Gewalt: Postkoloniale Blicke auf die (De-)Konstruktion von Raum in Forschung und Praxis« von Fabian Namberger, Gerdis Wischnath und Sven Chojnacki. Sie widmen sich den räumlichen Repräsentationen von Staatlichkeit, wie sie sich in der kartographischen Darstellung von Kriegen und Konflikten zeigen. Ausgehend von der Kritischen Geographie und den *Postcolonial Geographies* denken sie die Verwendung von Raumvorstellungen und Kartenmaterial in der Friedens- und Konfliktforschung

»nicht nur eng mit hegemonialen Macht- und Ideologieverhältnissen verknüpft bzw. Teil von Macht-Wissen-Komplexen [...], sondern in Beziehung zu Meta-Narrativen [...] bzw. sozialwissenschaftlichen Leitbildern [...] wie ›Containerstaat‹, ›internationales System‹ oder ›demokratischer Frieden/Krieg‹« (Namberger et al. 2018: 194).

Sie gehen dabei davon aus, dass »Karten innerhalb der Selbstrepräsentation des ›Westens‹ einen visuellen Rahmen [bieten; Anm. CD], der gleichermaßen die politischen Interpretationen von Krieg wie die Entscheidungen zum Krieg beeinflusst« (Namberger et al. 2018: 194). Sie schließen mit aktuellen Entwicklungen im Bereich von *Crisis* oder *Counter Mapping*-Methoden, die das Potenzial haben, der

»diskursiven Macht, westlich-hegemonialer Karten und den Geschichten, die diese erzählen, alternative und widerständige Weltimaginationen entgegenzustellen, sie zu hinterfragen und zugleich alternative Blicke, Antworten und Deutungsweisen zu liefern« (Namberger et al. 2018: 209).

Ebenfalls mit Narrationen von Gewalt, diesmal aber aus sozialpsychologischer Perspektive, beschäftigt sich der Beitrag von María Cárdenas Alfonso »Kultur der Gewalt« in Kolumbien? Zum Mehrwert der Integration von post-/dekolonialen Perspektiven in sozialpsychologisches Arbeiten bei der Analyse von Konflikt und Gewalt am Beispiel einer Online-Studie mit jungen Erwachsenen in Bogotá«. Cárdenas Alfonsos Anspruch ist es, *erstens* Ansätze zur Theorie sozialer Identität mit postkolonialer Theorie zu verbinden und diese *zweitens* am Beispiel von Gewalt narrationen in Kolumbien mit einem sozialpsychologischen Experiment zu untermauern. Ihre zentralen Fragen sind:

»Welche Auswirkungen hat die Narration der nationalen Identität auf die Konstruktion, d. h. die Wahrnehmung von und den Umgang mit Konflikten? Kann eine Emanzipation von kolonialbasierten Narrationen diese darin unterstützen, friedliche Lösungen in (interpersonalen) Konflikten eher wahrzunehmen und friedenskompetente Konfliktlösungen zu wählen? Wie kann der von Walter Mignolo (2011) geforderte ›epistemische Ungehorsam‹ in identitären Prozessen umgesetzt werden und welche Implikationen gehen damit für die psychologische Friedens- und Konfliktforschung einher?« (Cárdenas Alfonso 2018: 225).

Sie kann erste Hinweise dafür finden, dass die

»Konfrontation mit einer konfliktlösungskompetenten Beschreibung der kolumbianischen Gesellschaft und Geschichte zu einer höheren *friedlichen* Konfliktlösungsbereitschaft und Kooperation von jungen Erwachsenen in einem fiktiven Alltagskonfliktszenario führen kann, ungeachtet der hohen Gewaltbetroffenheit vieler Teilnehmender« (Hervorh. im Orig.; Cárdenas Alfonso 2018: 249).

4. *From Margin to Center and Back* – Potenziale und Limitationen

Die Potenziale einer Integration von de- und postkolonialen Perspektiven in die Friedens- und Konfliktforschung sind, wie die folgenden Beiträge zeigen, groß: Sie dienen der Infragestellung bestehender postkolonialer Wissensstrukturen und Wissensproduktionsprozesse, der Thematisierung und bestenfalls Auflösung der Verschränkung von Wissen und Macht (Engels 2014) und des westlichen Bias, der nicht zwangsläufig geographisch-räumlich, sondern vielmehr diskursiv ausgehandelt wird. Damit öffnen sie den Blick für lokale marginalisierte Perspektiven und bieten Reflexionsfläche, die Beteiligung westlicher Wissenschaft und damit auch der Friedens- und Konfliktforschung an sozialen Ausgrenzungs- und Ungleichheitsprozessen zu thematisieren. Sie ermöglichen damit Übersetzungs- und Anerkennungsprozesse, die die hierarchische globale Wissensordnung irritieren und in Frage stellen. Darüber hinaus gründen sie sich auf dem Anspruch, eine Forschung mit/über Menschen durchzuführen, die den oben skizzierten Naturalisierungs-, *Otherings*-, und Exklusionspolitiken eine dekonstruktive, partizipative, in jedem Fall jedoch selbstreflexive und relationale Forschungsagenda entgegensetzt.

Aus den vorangegangenen Analysen schlussfolgernd seien abschließend drei zentrale Bereiche hervorgehoben, in denen de- und postkoloniale Kritik und Perspektiven über andere Konzepte wie die kritische Friedensforschung oder die feministische Friedensforschung hinausgehen und weitreichendere Erkenntnisse und Veränderungspotenziale erkennen lassen:

1. Sie dienen der Thematisierung und reflexiven Analyse grundlegender Kategorien, Konzepte und Ansätze der Friedens- und Konfliktforschung, um ihre kolonialen Spuren aufzudecken und die dadurch bedingte Fortschreibung kolonialer Machtstrukturen und Herrschaftsverhältnisse zu hinterfragen. Dies gilt nicht nur für theoretische Überlegungen, sondern vielmehr auch für die Frage danach, wie eine de- und postkolonial informierte Feldforschung aussehen kann, in der sowohl intersektionelle Aspekte wie auch ökonomische Ungleichheiten und Abhängigkeitsverhältnisse thematisiert und aufgelöst werden.
2. Die Produktion von Gewalt und Gewaltverhältnissen, die Entstehung von Konflikten und kriegerischen Auseinandersetzungen, Flucht, Vertreibung und Ausbeutung werden durch eine de- und postkoloniale Kritik und Perspektive nicht mehr als singuläre, lokal fixierte Ereignisse gedacht, sondern können viel weitergehend in ihren globalen, historischen und langfristigen Kontexten konzeptualisiert werden, was zu nachhaltigeren Lösungsansätzen führen kann.
3. Auf der Ebene praktischer Politik im Rahmen von internationalen Interventionen in gewaltsamen Konflikten helfen de- und postkoloniale Denkformationen

wie *Othering* oder Repräsentation, die impliziten Machtverhältnisse zu explizieren und einer Reproduktion bestehender hegemonialer Strukturen entgegenzuwirken. Das Beispiel der »Befreiung der Frauen von der Burka« als Legitimation für die internationale militärische Intervention in Afghanistan zeigt wie oben beschrieben sehr deutlich die Effekte, die *Othering* auf konkrete sicherheitspolitische Entscheidungen hat.

Es seien abschließend noch einige Grenzen und zentrale Kritikpunkte skizziert: Der starke Fokus vieler Ansätze auf Sprache, Diskurs oder Repräsentation beinhaltet die Gefahr, dass Materialitäten, soziale Ungleichheiten oder konkrete Praktiken aus dem Blick geraten (Ziai 2015) und die Diskurse allein im akademischen Elfenbeinturm selbstreferentiell um sich selbst kreisen. Aufgrund ihrer theoretischen Komplexität und philosophischen Dichte sind de- und postkoloniale Kritik und Perspektiven schwer für ein nicht-wissenschaftliches Publikum zu übersetzen. Viele der Ansätze implizieren eine Romantisierung des Lokalen und der Community, in denen die scheinbar »reine Wahrheit« zu liegen habe und dabei doch selbst nur eine westliche Konstruktion darstellen (Hirblinger/Simons 2015). Der de- und postkoloniale Blick wird, insbesondere wenn er mit einer bestimmten Subkultur verbunden wird und damit mehr eine Modeerscheinung denn eine wissenschaftliche Forschungsrichtung darstellt, nur allzu oft zur eigenen Metaerzählung, die andere bereits etablierte Ansätze delegitimiert und entsprechend als »Diskurspolizei« fungiert. So waren die Anschläge vom 11. September 2001 auch für die de- und postkolonialen Theoretiker_innen selbst eine Herausforderung, mussten sie sich doch von ihrer bis dahin vor allem in den Literaturwissenschaften beheimateten Komfortzone und romantisierenden Vorstellungen von Kosmopolitismus und Hybridität verabschieden und fragen, welche Bedeutung die US-Invasion in Afghanistan für die eigene Disziplin hat und wie man imperialistische Beziehungen der Vergangenheit in Beziehungen zu gegenwärtigen setzen kann (Goyal 2017). Neben den bereits skizzierten Potenzialen sind de- und postkoloniale Analysen nicht nur in und über Länder, die nachweislich kolonisiert wurden, äußerst angebracht, »koloniale Diskurse und Praktiken haben auch in Ländern, die nie direkt kolonisiert wurden, tiefe Spuren hinterlassen« (Castro Varela/Dhawan 2015: 21) und sollten daher einer entsprechenden Reflexion unterzogen werden. Es liegt zudem ein großes Potenzial darin, theoretische Ansätze im Sinne einer de- und postkolonialen Forschungsagenda zu lesen, die sich selbst nicht in diesem Spektrum verorten, wie beispielsweise die »Everyday Peace«-Studien von Roger MacGinty (2010; 2014).

Sollte es diesem Sonderband gelingen, die hegemonialen Diskurse der Friedens- und Konfliktforschung zu irritieren und damit auf die Fortschreibung kolonialer Strukturen hinzuweisen, die sowohl der Friedens- und Konfliktforschung

als Wissenschaft als auch der internationalen Politik von Konfliktlösungsmechanismen im Rahmen internationaler Friedensmissionen oder entsprechender Einsätze inhärent ist, wäre ein kleiner Schritt in Richtung einer weiteren Öffnung und Reflexivität der Disziplin getan. Ein daran anschließender Erfolg wäre auch, wenn es gelänge, eine de- und postkoloniale Perspektive in den Kanon von Friedens- und Konfliktforschung aufzunehmen, die es als Selbstverständlichkeit ansieht, zentrale theoretische Analysekonzepte wie z. B. Gewalt, Krieg, Verfolgung, Flucht, Staat/Staatlichkeit ebenso wie anwendungsorientierte Konfliktlösungsstrategien auf ihr koloniales Erbe hin kritisch zu hinterfragen und diese Spuren bestenfalls zu überwinden.

Literatur

- Autessere, Serevine* 2014: Peaceland, Cambridge.
- Barkawi, Tarak* 2016: Decolonizing War, in: European Journal of International Security 1, 199-214.
- Barkawi, Tarak/Laffey, Mark* 2006: The Postcolonial Moment in Security Studies, in: Review of International Studies 32: 2, 329-352.
- Bhabha, Homi K.* 1994: The Location of Culture, London.
- Bilgin, Pinar* 2010: The »Western-Centrism« of Security Studies. »Blind Spot« or Constitutive Practice?, in: Security Dialogue 41: 6, 615-622.
- Brunner, Claudia* 2017: Friedensforschung und (De-)Kolonialität, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 6: 1, 149-163.
- Brunner, Claudia* 2018: Epistemische Gewalt Konturierung eines Begriffs für die Friedens- und Konfliktforschung, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung, Sonderband 2, 25-59.
- Butler, Judith* 2004: Precarious Life. The Powers of Mourning and Violence, New York, NY.
- Cárdenas Alfonso, Maria* 2018: »Kultur der Gewalt« in Kolumbien? Zum Mehrwert der Integration von post-/dekolonialen Perspektiven in sozialpsychologisches Arbeiten bei der Analyse von Konflikt und Gewalt am Beispiel einer Online-Studie mit jungen Erwachsenen in Bogotá, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung, Sonderband 2, 222-260.
- Castro Varela, Maria d. M./Dhawan, Nikita* 2015: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld.
- Chojnacki, Sven/Namberger, Fabian* 2014: Die »neuen Kriege« im Spiegel postkolonialer Theorien und kritischer Friedensforschung, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 3: 2, 157-202.

- Collins, Alan* 2007: Contemporary Security Studies, Oxford.
- Coronil, Fernando* 1996: Beyond Occidentalism. Toward Nonimperial Geohistorical Categories, in: Cultural Anthropology 11: 1, 51-87.
- Doná, Giorgia* 2007: The Microphysics of Participation in Refugee Research, in: Journal of Refugee Studies 20: 2, 210-229.
- Düzgün, Meral* 2016: Jineology. The Kurdish Women's Movement, in: Journal of Middle East Women's Studies 12: 2, 284-287.
- Duffield, Mark* 2007: Development, Territories, and People. Consolidating the External Sovereign Frontier, in: Alternatives 32: 2, 225-246.
- Engels, Bettina* 2014: Repräsentationen, Diskurse und Machtfragen. Postkoloniale Theorieansätze in der Friedens- und Konfliktforschung, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 3: 1, 127-146.
- Escobar, Arturo* 1995: Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World, Princeton, NJ.
- Foucault, Michel* 1966: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a. M.
- Fröhlich, Christiane* 2018: Flucht als Herausforderung neokolonialer Herrschaftsstrategien, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung, Sonderband 2, 99-124.
- Galtung, Johan* 2000: Die Zukunft der Menschenrechte. Vision: Verständigung zwischen den Kulturen, Frankfurt a. M.
- Gikandi, Simon* 2002: Globalization and Claims of Postcoloniality, in: The South Atlantic Quarterly 100: 3, 627-658.
- Goyal, Yogita* 2017: The Genres of Guantánamo Diary. Postcolonial Reading and the War on Terror, in: The Cambridge Journal of Postcolonial Literary Inquiry 4: 1, 69-87.
- Hall, Stuart* 1992: The West and the Rest, in: Hall, Stuart/Gieben, Bram (Hrsg.): Formations of Modernity, Oxford, 275-332.
- Hall, Stuart* 2000: Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt, Ausgewählte Schriften 3, Hamburg.
- Härtling, Heike* 2006: Global Civil War and Post-colonial Studies (Globalization Working Papers Nr. 06/3), Montreal, in: https://globalization.mcmaster.ca/research/publications/working-papers/2006/ighc-wps_06-3_harting.pdf; 11.1.2018.
- Hawari, Mona/Schnellhammer, Christine* 2015: »Stell dir vor, es ist Krieg...«. Zum wissenschaftlichen Umgang mit kriegerischer Gewalt (Tagungsbericht zu dem 47. AFK-Kolloquium, 19.-21.3.2015), Berlin, in: http://www.afk-web.de/fileadmin/afk-web.de/data/zentral/dokumente/AFK-Kolloquium_2015/Bericht_AFK-Tagung-2015_Final.pdf; 11.8.2017.

- Hirblinger, Andreas/Simons, Claudia* 2015: The Good, the Bad, and the Powerful. Representations of the ›Local‹ in Peacebuilding, in: *Security Dialogue* 46: 5, 422-439.
- Hokowhitu, Brendan/Page, Tiffany* 2011: Postcolonial Peace, in: *Junctures. The Journal for Thematic Dialogue* 14, 13-25.
- Hooks, Bell* 1984: *Feminist Theory. From Margin to Center*, Cambridge.
- Huggan, Graham* 2013: *The Oxford Handbook of Postcolonial Studies*, Oxford.
- Kaltmeier, Olaf* 2012: Methoden dekolonialisieren. Reziprozität und Dialog in der herrschenden Geopolitik des Wissens, in: Berkin, Corona/Kaltmeier, Olaf (Hrsg.): *Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften*, Münster, 18-44.
- Krause, Ulrike* 2015: Friedenslogischer Flüchtlingsschutz. Impulse für eine Neuausrichtung des Flüchtlingsschutzes (CCS Policy Paper Nr. 3), Marburg.
- Krause, Ulrike* 2017: *Researching Forced Migration. Critical Reflections on Research Ethics during Fieldwork* (RSC Working Paper Series Nr. 123), Oxford.
- Lorenz, Daniel F.* 2018: »All refugees are vulnerable«. Vulnerabilität, Konflikte und Katastrophen im Spiegel Postkolonialer Theorie, in: *Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung*, Sonderband 2, 60-98.
- MacGinty, Roger* 2010: Hybrid Peace. The Interaction between Top-down and Bottom-up Peace, in: *Security Dialogue* 41: 4, 391-412.
- MacGinty, Roger* 2014: Everyday Peace. Bottom-up and Local Agency in Conflict-Affected Societies, in: *Security Dialogue* 54: 6, 548-564.
- Mbembe, Achille* 2003: Necropolitics, in: *Public Culture* 15: 1, 11-40.
- Menzel, Anne* 2014: Zwischen Herrschaftswissen und Irrelevanz? Feldforschung und das Ringen mit der Policy-Relevanz, in: *Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung* 3: 2, 264-283.
- Mickan, Thomas* 2017: Rethinking Europe in an Unequal World (Tagungsbericht, Gemeinsame Konferenz von EuPRA und AFK, 16.-18.3.2017), *Schwerte*, in: *Wissenschaft & Frieden* 2017: 2.
- Nachtigall, Andrea* 2012: Gendering 9/11. Medien, Macht und Geschlecht im Kontext des »War on Terror«, Bielefeld.
- Namberger, Fabian/Wischnath, Gerdis/Chojnacki, Sven* 2018: Kartographien der Gewalt Postkoloniale Blicke auf die (De-)Konstruktion von Raum in Forschung und Praxis, in: *Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung*, Sonderband 2, 183-221.
- Sabaratham, Meera* 2013: Avatars of Eurocentrism in the Critique of the Liberal Peace, in: *Security Dialogue* 44: 3, 259-278.
- Sabaratham, Meera* 2017: *Decolonizing Intervention*, London.

- Said, Edward W.* 1981: Orientalism, Frankfurt a. M.
- Said, Edward W.* 1994: Kultur und Imperialismus, Berlin.
- Santos, Boaventura d. S./Nunes, João A./Meneses, Maria P.* 2008: Introduction. Opening Up the Canon of Knowledge and Recognition of Difference, in: Santos, Boaventura d. S. (Hrsg.): Another Knowledge is Possible. Beyond Northern Epistemologies. Justice Against Epistemicide, Boulder, CO, xvix-lxii.
- Sciullo, Nick* 2011: The Ghost in the Global War on Terror. Critical Perspectives and Dangerous Implications for National Security and the Law, in: Drexel Law Review 3, 561-582.
- Spies, Tina* 2010: Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs, Bielefeld.
- Spivak, Gayatri C.* 1988: Can the Subaltern Speak? in: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hrsg.): Marxism and the Interpretation of Culture, Chicago, IL, 171-212.
- Spivak, Gayatri C.* 2004: Terror. A Speech After 9-11, in: boundary 2 31: 2, 81-111.
- Streicher, Ruth* 2011: Die Macht des Feldes. Selbstreflexivität als methodologische Strategie feministischer Feldforschung in Konfliktgebieten, in: Engels, Bettina/Gayer, Corinna (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse, Frieden und Konflikt. Feministische Denkanstöße für die Friedens- und Konfliktforschung, Baden-Baden, 65-80.
- Streicher, Ruth* 2018: Die »kulturelle Wende« der Aufstandsbekämpfung und die US-Politikwissenschaft. Eine genealogische Kritik aus postkolonialer Perspektive, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung, Sonderband 2, 154-182.
- Todorova, Maria* 2009: Imagining the Balkans, New York, NY.
- Voss, Martin* 2008: »The Vulnerable Can't Speak«. An Integrative Vulnerability Approach to Disaster and Climate Change Research, in: Behemoth 3, 39-71.
- Wasmuht, Ulrike C.* 1998: Geschichte der deutschen Friedensforschung, Münster.
- Ziai, Aram* 2015: The Contribution of Discourse Analysis to Development Studies, Kassel.

Die Autorin

Dr. Cordula Dittmer ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Katastrophenforschungsstelle (KFS) der Freien Universität Berlin.
E-Mail: cordula.dittmer@fu-berlin.de

Epistemische Gewalt

Konturierung eines Begriffs für die Friedens- und Konfliktforschung

Dieser Beitrag greift den in post- und dekolonialen Debatten gängigen Begriff der epistemischen Gewalt auf, um ihn für die Friedens- und Konfliktforschung nutzbar zu machen. Ausgehend vom Befund einer zunehmenden Verengung des Gewaltbegriffs wird dargelegt, inwiefern dessen Weitung entlang der Dimension des Wissens lohnend ist. Nach der einleitenden Vorstellung der Konzepte »Kolonialität des Wissens« und »Kolonialität der Macht« wird diesen die potenzielle Komplizenschaft der Friedens- und Konfliktforschung mit eben jener Kolonialität gegenübergestellt. Einer Diskussion von Annäherungen an epistemische Gewalt im Fach selbst folgt ein Überblick über post- und dekoloniale Konzeptionalisierungen des Begriffs. Abschließend wird die implizite Annahme der Gewaltfreiheit von Wissenschaft problematisiert und für eine friedenswissenschaftliche Beschäftigung mit epistemischer Gewalt argumentiert.

Schlagnote: epistemische Gewalt, Kolonialität, Wissen, Macht, Gewaltfreiheit

1. Gewalt weiter denken

Auseinandersetzungen über die angemessene Enge oder Weite des Gewaltbegriffs begleiten die Friedens- und Konfliktforschung (in Folge: FuKF) seit ihren Anfängen (vgl. Bonacker/Imbusch 2010: 81-106; Narr 1988; Schwerdtfeger 2001: 79-87; Weller 2003). In den Konjunktoren dieser Debatte spiegeln sich heterogene politische und wissenschaftliche Positionen wie auch divergierende epistemologische Grundlagen wider (vgl. Jeong 1999). Letztlich ist es aber ein enger, auf direkte und physische Formen von Gewalt fokussierender Begriff, der das von politikwissenschaftlichen Paradigmen dominierte Fach prägt (vgl. Brunner 2016 a; 2016 b). Argumentationen für eine stärkere Berücksichtigung weiterer Gewaltbegriffe, etwa im Anschluss an Johan Galtung (1975; 1990) zu struktureller und kultureller Gewalt, die indirekte Gewaltformen psychologischer, symbolischer, sprachlicher, diskursiver, visueller oder auch epistemischer Art ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, konnten sich bislang nicht dauerhaft durchsetzen. Deren

Rezeption verbleibt zumeist an den Rändern des Fachs, etwa in feministischen Debatten (vgl. Batscheider 1993; Davy et al. 2005; Engels/Gayer 2011). Außerhalb davon artikuliert sich die Ablehnung eines weiten Gewaltbegriffs oft als Befürchtung, dass dieser nicht ausreichend operationalisierbar sei (vgl. Koloma Beck/Schlichte 2014), oder dass mit einem allzu weiten Gewaltverständnis der für Teile der FuKF konstitutive Horizont gewaltfreien Handelns verunmöglicht werde (vgl. Brock 2002). Ein weiterer Einwand gegen weite Gewaltverständnisse rührt von der Verfasstheit der FuKF selbst her, deren Institutionen und Akteur_innen mitunter in einem materiellen und/oder kognitiven Näheverhältnis zu Sicherheitspolitik und Militär stehen (vgl. kritisch Nagel 2009; Exo 2009) und damit weitgehend den Paradigmen der Internationalen Beziehungen folgen, deren Gewaltbegriff explizit oder implizit eng ist und auf direkte physische Gewalt fokussiert. Darüber hinaus fallen im deutschen Begriff *Gewalt* die beiden Dimensionen von Ordnungsbegründung (*power*) und Ordnungszerstörung (*violence*) ineinander, die in anderen Sprachen vermeintlich klar voneinander getrennt erscheinen (vgl. Imbusch 2002: 26). Ein weites Begriffsumfeld von Zwang, Kraft, Konflikt, Macht und Herrschaft verkompliziert die Debatte. In diesem Spannungsfeld expliziter und impliziter Gewaltdefinitionen tummeln sich zahlreiche Vorstellungen davon, was als Gewalt zu verstehen und wie diese zu erklären sei.

Anstatt dies als Hindernis für eine möglichst präzise Definition von Gewalt zu konstatieren, halte ich die begrifflich-sprachliche Ambivalenz für einen produktiven Ausgangspunkt, sowohl für eine erneute Hinwendung zu bereits bekannten weiten Gewaltbegriffen als auch für Überlegungen zu jeglicher Form von Gewalt. Gewalt als relational (vgl. Staudigl 2013) und prozesshaft zu fassen, erscheint zwar nicht einfacher, aber den Fragen und Gegenständen der FuKF doch angemessener, zumal die zahlreichen mit dem Begriff Gewalt bezeichneten Einzelphänomene ohnehin nicht trennscharf voneinander abzugrenzen sind und von analytischen Begriffen nur notdürftig durchdrungen werden können.

Epistemische Gewalt, also die Gewaltförmigkeit von Wissen(schaft) selbst, die in der post- und dekolonialen¹ Theorietradition eine wichtige Rolle spielt, hat in der FuKF noch keinen festen Ort der Auseinandersetzung gefunden. Zugleich ist epistemische Gewalt tief in die Grundlagen des Fachs eingelagert, in seine Theorien, Methoden, Epistemologien und Praktiken. Epistemische Gewalt muss in der FuKF also in zweierlei Hinsicht thematisiert werden: einerseits als zu untersuchendes *Phänomen* in seiner Verwobenheit mit anderen Formen von Gewalt, die

1 Zu Abgrenzungsdebatten zwischen post- und dekolonialen Autor_innen siehe Castro Varela/Dhawan (2015: 318-326).

den Gegenstandsbereich des Fachs abstecken (Wie wirkt epistemische Gewalt?), und andererseits als erst zu entwickelnder theoretischer *Begriff*, mit dem dieses Phänomen angemessen benannt und beschrieben werden kann (Was ist epistemische Gewalt?). Vorerst definiere ich epistemische Gewalt als jene Dimension gewaltförmiger gesellschaftlicher Verhältnisse, die im Wissen selbst, in seiner Genese, Ausformung, Organisation und Wirkmächtigkeit angelegt ist (Brunner 2013: 228-229). Der schillernde Begriff epistemische Gewalt inkludiert also epistemologische, theoretische und konzeptionelle Aspekte ebenso wie politische, wissenssoziologische, institutionelle und ökonomische. Er gibt Auskunft nicht nur über die Inhalte unseres Wissens, sondern auch über deren Genese und Dynamik im Zusammenspiel mit Strukturen, Akteur_innen und Diskursen. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die Selbstverständlichkeiten, die unser Wissen als unsichtbare Normen oder als vernachlässigte Rahmenbedingungen hervorbringen und begleiten. Zugleich fungiert das Phänomen epistemische Gewalt als Netz, als Kitt, als Scharnier, als Schnittstelle zwischen unterschiedlichen Formen und Dimensionen von Gewalt in ihrer Vielschichtigkeit, Uneindeutigkeit, Relationalität und Prozesshaftigkeit. Diese analytisch voneinander zu isolieren, wie es Wissenschaft notwendigerweise tut, macht in Hinblick auf die nähere Betrachtung von epistemischer Gewalt jedoch nur dann Sinn, wenn die einzelnen Bestandteile auch wieder in ein Verhältnis zueinander gesetzt und darüber hinaus mit der impliziten Annahme der Gewaltfreiheit von Wissen(schaft) konfrontiert werden. Dies stellt einen ersten Schritt in Richtung der viel grundlegenderen Forderung nach einer Dekolonisierung (vgl. Gutiérrez Rodríguez et al. 2010; Decoloniality Europe 2013; Ling 2014) von Wissen(schaft) dar.

Den Begriff epistemische Gewalt für die FuKF in diesem Sinne plausibel und anschlussfähig zu machen ist das Ziel der hier dargelegten Argumentation. Er soll erstens dazu dienen, die von ihr analysierten Gewaltereignisse und -prozesse von einem neuen Blickwinkel aus zu betrachten. Zweitens kann die Beschäftigung mit epistemischer Gewalt dazu beitragen, die für die FuKF bedeutsame Frage nach dem Verhältnis von Gewalt und Gewaltlosigkeit in einen größeren Kontext zu stellen. Dies impliziert auch eine kritische Selbstbetrachtung des Fachs und seiner gegenwärtigen Herausforderungen im »System organisierter Friedlosigkeit« (Senghaas 1968: 460). Drittens soll dieser Auseinandersetzung eine Beschäftigung mit konkreten Phänomenen epistemischer Gewalt folgen, um diese als explizite Gegenstände der FuKF benennen und in Verwobenheit mit anderen Gewaltformen analysieren zu können.

Kapitel 1.1 führt in zwei wichtige Begriffe aus der lateinamerikanischen *Modernidad/Colonialidad*-Debatte dekolonialer Ansätze ein (vgl. Quintero/Garbe